Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Neue Elemente in unseren Festspielen
Autor: Schmid, Aug.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-750238

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUE ELEMENTE IN UNSEREN FESTSPIELEN

Die vorliegende Arbeit ist frisch aus der Erinnerung an jene unvergesslichen Festtage in Genf heraus niedergeschrieben worden, — *vor dem Kriege.* — Es ist also selbstverständlich, dass heute vieles davon vor diesem gewaltigen Hintergrunde bedeutend kühler anmutet. Ich musste mir daher vor der Veröffentlichung ernstlich die Frage vorlegen, ob eine derartige Äußerung spontanen Ursprungs auch heute noch das volle Recht an die Öffentlichkeit beanspruchen dürfe. Und da glaube ich nun mit einem freien „Ja" antworten zu dürfen, weil ich nicht einsehe, dass künstlerische Eindrücke und Erinnerungen aus jenen anderen, friedlicheren Gefilden von den Flammen der entfesselten Leidenschaften erreicht und verzehrt werden sollen; weil es mir widerstrebt, im Manuskripte zu streichen und zu dämpfen, wo lebendige Erinnerung und aufrichtige Zustimmung eben weder dämpfen noch streichen möchten. Dies zur Einleitung.

Überraschend ist in den paar großen Festspielen der letzten Zeit das gleichzeitige Auftreten einer Stilauffassung, die als neu bezeichnet werden darf und die sich, wiederum zu lebhafter Überraschung, in mehreren und ganz verschiedenen Kunstgebieten äußert: *Der Zug ins Symbolische.* In der Form des Festspiels begann's bei Hauptmann (Breslauer National-Feier), bei uns in der Schweiz ist's Bernoulli, der mit wechselndem Glück, aber zielbewusst nach dieser Richtung neigt. Vor allem aber hat Genf der symbolischen Grundnote und gleichzeitig dem Parallelismus als Kunstprinzip im diesjährigen Festspiele einen Raum gewährt, dass wir füglich von

hier ab einen Markstein in der künftigen Gestaltung solch großer Aufführungen verzeichnen dürfen.

Es ist kein Zufall, dass dies gerade in Genf geschah. Hodler und Dalcroze, die beiden eifrigen Evangelisten dieses Prinzips, nennen Genf gerne und unumwunden ihre Heimat. Hier mussten die Vorbedingungen zu breiterer Entfaltung in der Form eines Gesamt-Kunstwerkes mehr als in irgend einer anderen Stadt, in Sonderheit als in einer Schweizerstadt, vorhanden gewesen sein. Des dürfen wir uns als Schweizer aufrichtig freuen und neidlos den beträchtlichen Vorsprung konstatieren, in welchem sich in Kunstdingen unser „Welschland" ganz entschieden vor uns Deutschschweizern befindet — wenn das nicht schon deutlich genug durch die überwiegend vornehmere Haltung der welschen Parlamentarier in der Kunstdebatte vom Vorsommer dargetan worden ist.

Das Genfer Erlebnis war in seiner ersten Frische dazu angetan, mancherlei Gedanken und Hoffnungen neu anzufachen, wie es denn immer und immer wieder die schöne Tat ist, die *vor* dem Buchstaben den Glauben an die Menschen und ihr Wollen — die Begeisterung weckt. Man kann selbst „in der Branche machen", wie der Berliner sagt, und doch Sehnsüchte haben, dumme Sehnsüchte vielleicht, Gymnasiastensehnsüchte — nach Verschmelzung von Leben, Geist und Form, nach hochgestimmten Massen — nach Stunden gemeinsamer, nationaler Ergriffenheit. Meinetwegen Ergriffenheit, die ich sekundenhaft mit Zehntausenden zu teilen habe. Warum nicht? Gottesdienst in höchster Form! Tempelkunst! Äschylos!

„Jetzt hören Sie aber auf!" — „Keineswegs, ich fange erst an, bitte!"

Bei uns reicht's vorderhand noch nicht so weit — trotz schöner Ansätze teils von früheren Jahren her, teils aus der allerletzten Zeit, wie beispielsweise die *Bundesburg* von C. A. Bernoulli. Wenn ich rein aus meinen persönlichen Eindrücken heraus an deren Aufmachung zu Bern dies und das auszusetzen habe, so entferne ich mich damit ausdrücklich von jenen, die die Schuld an der unstreitig lauen Aufnahme einzig und allein auf die Dichtung schieben möchten. Ich konstatiere das ausdrücklich, weil ich mich des Eindruckes nicht erwehren kann, dass Leute mit etwas mehr Schwung und „Courage" dieses neugeartete Werklein hätten aus der bemühenden Langeweile erretten können. Bern besitzt gleich eine handvoll

stößerische, unverbrauchte Künstlerkräfte. Die sind sorgfältig ferngehalten worden. In geringer Entfernung von Bern, auf welschem Boden, gleichzeitig mit den Berner Vorbereitungen, entfaltete das Moraxsche Theater in seinen Tellaufführungen so viel Charme, künstlerische Einsicht und Können, dass die staubige Langeweile der Bundesburg-Inszenierung geradezu unbegreiflich ist. Bern, ja im weiteren Sinne die deutsche Schweiz verpasste auch diesmal wieder, dem Dichter und Künstler zu geben, was des Dichters und Künstlers war. — Jener mächtige schwarze Hintergrund ist zum Grabtuch jeder schwingenden Stimmung geworden. Schade für die zweckmäßige, lebendige Musik, für die stramme, farbigkräftige Kostümierung mit Dutzenden von Prachtsfiguren, für das fröhliche Darstellervölklein überhaupt. Man hat das eigenartig dichterisch-schwungvolle des Ganzen verpasst. In jener Aufführung, die ich zu sehen bekam, klappte alles; aber es klappte mit liebloser Eilfertigkeit: Keine Einschnitte! Kein Rhythmus! Und immer über allem diese fürchterliche schwarze Leere, wo wir eine froherfüllte Burg wähnen sollten. Kein rotes Ziegeldächlein, kein farbiges Flecklein getraute sich vor, aus Furcht, als ein freches, „modernes“ in die Schranken gewiesen zu werden — und unten auf der großen Bühne wogte doch so viel freudig farbiges Leben hin und her. Mir ist bitter ein Bild aufgestiegen, dass es wohl so aussehen mag, wenn ein schwer arbeitender, alles erschwerender Staatsapparat sich auf ein buntes, lebhaftes Völklein legt.

Drum muss es einmal gesagt sein. Es ist keineswegs gleichgültig, in welchem Kleide und in welcher Qualität ein Festspiel, das als Brennpunkt nationaler Gefühle gelten soll und an erhöhtem Orte gezeigt wird, sich präsentiere. Festaufführungen dieser Art müssten ihr Höchstes geben, sonst besser nichts! Warum bei uns in der deutschen Schweiz nicht diese Zusammenhänge der Künste, dieses durchgehende, ernste Wollen wie dort? Weil bei uns bei Bestellung der Posten unter den Schöpfern niemals oder nur in seltenen Glücksfällen „die Notwendigkeit der Geister“ den Ausschlag gibt.

In Zürich erstellt ein kühner, weitausschauender Baukünstler eine hohe Burg, die Universität, — und zur Feier der Eröffnung dieser für die Schweiz eminent wichtigen Schöpfung neueren Stilwollens bewegt sich treuherzig eitel und breitspurig belehrend das

alte liebe Sechseläutenumzugswesen durch die Straßen der Stadt — in seiner erdrückenden Vielgestaltigkeit, wissenschaftlich garantiert historisch getreu — unbekümmert um einen wesentlichen Gedanken der Feier, um das Ringen Tausender und Abertausender um eine eigene Form, um eine Kunstformunserer eigenen Zeit, der um solches Wollen zu dokumentieren, ein gewaltiger Festzug gerade zu Recht gekommen wäre. Wie schön, wie stark in diesem kosmopolitischen Zürich ist doch wahrhaftig das zähe Lebensgefühl dieser Sechseläutentradition, stark genug, um doch sicherlich im alten Schlauche dem jungen Weine etwas Raum gewähren zu dürfen. Wie echt und bodenständig wirkt es eigentlich erst, wenn der große Apparat aufgehoben und das individuelle Leben und Treiben der Zünfte auf Stuben und Gassen und mit den Windlichtern in der Nacht beginnt. Auch hier in dieser besonderen Festgattung ist uns das Welschland in einem vorbildlichen Feste vorangegangen: ich meine jenes herrliche Winzerfest zu Vevey im Jahre 1905. Auch dort ist eine durch die Tradition unantastbare und künstlerisch nicht einmal so ohne weiteres günstige Form, mit aller wünschenswerten Pietät, außerdem aber mit *Ingenium* und *Schöpferlust* aufgenommen, durchwirkt und zu herrlicher, neuer, hinreißender Wirkung gebracht worden. Wäre das Sechseläuten, wenn es zu großen Anlässen nun einmal herangezogen wird, nicht wert und kräftig genug, einen Versuch zu künstlerischer Verjüngung auszuhalten? Wenn es nicht geschieht, wird es eben auch fürderhin als ein fleischgewordener Stilfehler durch die Straßen Zürichs traben, durch die Straßen dieser nämlichen Stadt, die im Einzelnen so viel Gutes, ich nenne nur das Theater, aufweist, nur keinen festen, eigenen Geschmack und keinen künstlerischen Zentralwillen.

* * *

Das Genfer Festspiel unterscheidet sich in mehr als einer Beziehung vom bisherigen Genre. Einmal versteift es sich nicht auf eine durchgehend geschlossene Dramaform, sondern bedient sich jenes Aufbaues durch Bilder, die die eigentliche Geschichte im Wesentlichen als bekannt voraussetzen. Das ist erlaubt, wenn der Stil durchgehend innegehalten wird und befreit wohltuend von einem Rüstzeug, das allzu gerne Zarteres und Feinergeartetes zudeckt. Zum zweiten wurde, wenigstens im ersten Akte, dem rhythmisch-musikalischen Elemente ein Raum zugewiesen, der diesem

Festspiele geradezu seine Bedeutung aufdrückt. Vielen, denen es zu lang gesponnen erschienen ist, möchte ich höflich jene Stelle im Hamlet zum Nachlesen empfehlen:

Polonius: Das ist zu lang.
Hamlet: Es soll mit Euerm
Barte zum Barbier. —
(Zum Schauspieler) Ich
bitte dich, weiter! Wenn
er nicht eine Schnurre
oder Zote hören kann,
so schläft er. —

So dürfen wir unter keinen Umständen zugeben, dass solche Erscheinungen im Grunde teilnahmslos und nach dem Maße der Unterhaltungskraft bewertet an uns vorübergehen. Die adelige Stunde jener rhythmischen Darbietungen predigte laut genug: „Glaube an die Sache, der du dienst." Das hat Genfs Kraft und Enthusiasmus sicherlich verdoppelt und verdreifacht und seine Veranstaltung zu aller Erbauung, nicht eigenbrödlerisch lokalstolz, auf eine Höhe geführt, die auch die Künstler vorübergehend sich freuen ließ, Schweizer zu sein. Gewiss, es gibt, kühl betrachtet, im Vaterlande Wichtigeres und Schwerwiegenderes zu vollbringen, als Festspiele zu feiern. Aber wenn in Abständen, in großen Zeitabständen an irgend einem Orte unseres Ländchens, getragen von einer schönen Welle von Idealismus eines ganzen Völkleins erfreuliche Taten vors Gesamtvolk treten, so gereicht es ganz gewiss, wie nur irgend etwas anderes Rühmliches, in vollem Maße zur größeren Ehre und Verherrlichung des Vaterlandes.

Gelassen hebt er an, dieser erste Akt. Lautlos schwebend steigt es die seitlichen Treppen herab. Die Chöre, „les rhythmiciens" erscheinen, in feines, uniformes Grau gekleidet, und füllen die Rampen. Die „évocation" des Veilleur, des Sehers, beginnt, in melodischem Redestrom die schweren Kiesel der Gedanken führend:

„Et toi, prête l'oreille, aux voix dans la nuit noire,
Qui montent du tréfonds merveilleux de l'histoire!
Des temps les plus lointains, une grande rumeur
Roule de siècle en siècle au travers de nos fastes . . ."

Im Mittelfeld des architektonisch vornehm abgeteilten Bühnenhintergrundes, hoch oben, erscheint hinter Gazeschleiern, visionär, eine Gruppe mächtiger Bärengestalten: *die Helvetier.* Die rhythmiciens greifen lautlos ein: sechs, acht, zehn Jünglinge und Männer

schreiten weihevoll gemessen den wunderbaren, ewig mystischen Gang der Säer ab. Die Vision im Mittelfeld verschwindet. — Andere Töne, andere Bewegungen. Jetzt erscheint, wieder oben, *Caesars Cohorte,* der kahle Vogelkopf des Völkerzwingers, die runden Helme scharf überragend. Ave Caesar, morituri te salutant! Aus der grauen Masse der rhythmiciens löst sich abermals ein Trüppchen, gladiatorenmäßig taktfest schreitend, das Römertum knapp, sicher zeichnend. Der mächtige Chor unten in der Orchestertiefe besorgt die textliche Interpretation. Andere Töne, andere Bilder! *Die rauhen Burgunder;* unten auf der großen Bühne wird rhythmisch die Jagd dargestellt. Übermütige Mädchen, in Grüpplein zu fünf und zehn, rasen, galoppieren schäumend vor Lust, dass die Gerüste dröhnen. Wieder andere Töne. Bischof Fabri überreicht der Stadt die erweiterten Rechte. Im Chore bauen sie, symbolisch vereinfacht, Stadt und Kathedrale.

Folgt das Zeitalter der eisernen Gewalt, rhythmisch übersetzt: „la lutte de la force et du droit". Die ganze Darstellung von schmerzlich zeitloser Schönheit. Und weiter, in steter Entwicklung: Die Reformation, die Escalade; Jean Jacques Rousseau, von Kinderscharen bejubelt und behuldigt; die Revolution, ein einziges tollwirbelndes Bacchanal: la liberté déchaînée. Diese ewig wechselnde Reihe der Gesichte, unübertrefflich und geradezu, an allen anderen Ausdrucksmöglichkeiten gemessen, einzig überzeugend in rhythmischen Gebärdenbildern ausgedrückt. Wie schön und erhaben war doch jenes volle Läuten von hundert Gestalten zum Einbruch der neuen Zeit. Und langsam aus dem Höhepunkt der Entfesselung überleitend, das Zurückfluten, Stehen und sich Verziehen dieser merkwürdigen Schar von zeitlosen, abstrakten Gestalten.

Gelassen, vornehm hob er an, dieser erste Akt, vornehm, gelassen klingt er aus. Das Morgenrot bricht an. Halbchor, verschwindend:

„Oui, c'est elle (la liberté); le jour s'approche
Et les regards sont éblouis!
Allons, nos soeurs! Allons aux cloches!
Tandis que vient ce jour béni
Allons rêver sous les poutrelles
De nos tourelles
Parmi les nids
D'oiselles."

Bei Beginn des 2. Aktes finden wir uns zu Genf. Gemalte Décors erinnern, dass man im Theater ist; wie denn überhaupt die drei folgenden Akte, ganz auf das Symbolische verzichtend, lediglich frische Bilder jener Genfertage von 1814 bringen. Mit viel Geschmack, voll Charme und Rasse, aber doch mehr für die Menge. Schier unerschöpflich reihen sich Gesänge, Aufzüge, Kinderspiele und Reigen. Kein Quintchen, kein Winkelchen, das das strengste Auge stören könnte. Von besonderer Schönheit jene Kinderszene, als am Schlusse des 3. Aktes die prächtigen Truppen, ganz und gar umschlungen und umtanzt von jubelnder Jugend, sich zum Abmarsch rüsten. Im 4. Akte eine neue, ganz unerwartete Steigerung. Die Vorhanghüllen fallen: Blau, strahlend, blendend liegt der See da; der wirkliche, blaue Genfersee mit seinen schmeichelnden Gestaden am Fuße seines Riesen, des Montblanc. Und welch ein Licht! Die starken Rammpfähle zittern selbst!

Enthusiastisch, mitreißend, ertönen jene Oden an den See, abwechselnd von einem Sprecher und einer Sprecherin vorgetragen:

O lac, miroir des blancs nuages —
Ton onde est l'âme du pays!

Das greift ans Herz. Man fühlt mit den Genfern, was Heimatliebe sein kann. — Das herbeigeströmte Volk drängt zur Landungsbrücke. Man erwartet die Barke der neuen Brüder, der Eidgenossen. Nochmals rückt das Militär zum Empfange auf. Da — vom See her — der erste Kanonenschuss! Der Chor bricht aus:

Enfin, enfin, c'est la voix de la Suisse,
Sa voix d'airain!
A ce cri souverain
Nos poitrines frémissent!
Frères, venez à nous

und von der Barke her, entfernt noch:

Tu nous appelles, nous venons, Genève!

Langsam gleitet das stolze Schiff heran. Die Landleute, die Handwerker, die Arbeiter, die Mütter, den neuen Brüdern ihre Kinder weisend, singen ihre Chöre, beantwortet durch ein mannhaft schweizerisches Vaterlandslied vom Wasser her.

Erneute Kanonenschläge! Oberst Girard begibt sich ans Land. Freiburger- und Solothurnertruppen folgen. Die Verbrüderung ist auf dem Höhepunkt. Schwere Trommeln rasseln darein! Oben an der seitlichen Treppe erscheint zum letztenmal der „Veilleur“,

der Genius von Genf, der Jahrhundert um Jahrhundert gewacht und gewartet hat — auf die Tage der Freiheit. Der Ring des Ganzen, das so ungleiche Teile enthält, schließt sich gleichsam. Noch einmal wird der „Veilleur“ Träger der Gedanken. Er ergreift stürmisch die neugeschenkte Schweizerfahne, schwingt sie kraftvoll und bricht in die ergreifenden Worte aus:

Libre! Genève est libre! O Genevois!
L'âme d'un peuple éperdument se livre
Et l'immortel passé s'y mêle par ma voix.
Tous ceux, tous ceux, tous ceux qui ne peuvent revivre
En ce beau jour pour le pays
Tous ceux-là dans mon coeur frissonnent
Et leur âme s'épanouit,
O Suisse! en ce baiser que mes lèvres te donnent.

Und er küsst inbrünstig die neugeschenkte Fahne. —

Im Schlusschor und im Jubel der Genfer und der Confédérés klingt das Festspiel aus. Noch braust und rauscht es eine Weile um mich. Die Halle entleert sich. Auf einmal befinde ich mich draußen am Quai. Hotelaffichen winken. Ich bin erwacht! —

* * *

Ich bin erwacht und denke über manches nach. Über Feste und Festspiele im allgemeinen und im besonderen bei uns in der selbstsicheren, deutschen Schweiz. Der besten, freiesten Kräfte wären auch bei uns genug da! Aber die Tageswerkler stehen im Vordergrund! Da und dort im Lande herum nicht bloß in Festspielangelegenheiten. Und wenn manchmal ein besserer Anlauf, ein selbstloses Wollen aufkommen will, wird es abgetan wie ein armselig unflügges Hühnchen. Und die Besserwissenden stehen allenfalls teilnahmsvoll gerührt, aber untätig dabei. So muss bei uns manch Groß- und Schöngewolltes auf den Hund der Mittelmäßigkeit kommen! Wir sind allzumal Sünder.

DIESSENHOFEN, im Juli AUG. SCHMID

□□□

Les premiers poëmes et les premiers romans ont conté les aventures des dieux et des rois; dans ce temps-là, le héros marquant de tout drame devait nécessairement avoir la tête de plus que les autres hommes. Aujourd'hui, nous comprenons qu'il y a une autre manière d'être grand: c'est d'être profondément quelqu'un, n'importe qui, l'être le plus humble. GUYAU.